

werden lassen. Franz Zimmermann gibt in einer Studie „Über die griechischen sog. Romanpapyri“ eine Einzeluntersuchung zweier Texte, die doch die gesamte Lehre vom antiken Roman und ein wesentliches Gebiet der literarischen Papyri überhaupt, hell beleuchtet. — Äußere und innere Geschichte Ägyptens in dem Widerschein, den die papyrologischen Quellen darstellen, behandeln Pierre Jouguet, „L'histoire politique et la papyrologie“ und Victor Martin, „Les papyrus et l'histoire administrative de l'Égypte gréco-romaine“. Schließt Jouguet verhältnismäßig resigniert, so kann Martin auf einen Gewinn verweisen, den zu machen nirgends sonst in der klassischen Antike gehofft werden kann. Sind auch die Archive der Zentralverwaltung vernichtet, so lassen sich doch aus den provinziellen Quellen, wie aus einem Spiegelbild, zahlreiche Aufschlüsse über die gesamte und die Distriktsverwaltung Ägyptens zur Ptolemäerzeit und in der römischen und byzantinischen Epoche entnehmen. Die bedeutende Bereicherung, die die christliche Kirchengeschichte Ägyptens den Papyri verdankt, findet Ghedini in der Kunde vom christlichen Leben und vom Ketzertum. — Sehr umfangreich ist Collinets Beitrag „La papyrologie et l'histoire du droit“, der katalogartig angibt, wie die antiken Rechte durch die Papyri unserer Kenntnis nähergebracht worden sind. Ein soziologischer Aufriß des hellenistischen Ägypten an Hand der Papyri wird von Calderini „Il contributo della papirologia greco-romana agli studi di sociologia“ in anmutiger Form gewährt. An der Grenze zwischen politischer Betrachtung und Untersuchung von Hilfsmitteln liegt Wilckens Vortrag „Über antike Urkundenlehre“, der aber vielleicht allzu pessimistisch über Erkanntes und Erkenntnismöglichkeiten urteilt.

Papyrologische — aber nicht nur papyrologische — Hilfsmittel im eigentlichen Sinn, ihre Entstehung und Förderung behandeln der Bericht von Kießling, „Über Entstehung des Wörterbuchs der Papyrusurkunden und den jetzigen Stand der Arbeiten“ und der von Calderini, „Il dizionario geografico e topografico dell' Egitto greco-romano“ und Rupprecht, „Bericht über die Arbeiten am Wortindex zu den griechischen Novellen Justinians“. Auch Skeat, „The collection of Greek Papyri in the British Museum“ dürfte hierhin zu rechnen sein. Aber diese Notiz, die den nicht befriedigenden Stand der Arbeiten in der papyrologischen Zentrale Englands schildert, steht in einer deutlichen Verbindung zu den Einzelbeschreibungen, durch die Manteuffel, „Über einige Papyri der Warschauer Samm-

lung“ Einblick in den Besitz dieser jüngsten staatlichen Papyrussammlung Europas gewährt. Von dem neuen großen Fundort in Mesopotamien berichten Rostovtzeff, „Das Militärarchiv von Dura“ und Welles „Die zivilen Archive in Dura“. Dafür, daß auch die Einzeldeutung papyrologischer Probleme nicht fehle, sorgt Kreller, der einen schönen Beitrag zum ptolemäischen Erbrecht, „Diadochos und Kleronomos“ liefert.

Schon Collinet berührt in seinem Beitrag die koptischen Papyri. Als berufener Kenner schildert „Die Bedeutung der Papyrologie für die koptische Urkundenlehre“ A. Steinwenter. Und schließlich gibt Grohmann einen Bericht über Papyrologie und arabische Urkundenlehre.

Wenn der Leser, der der vielfältigen Darstellung dankbar und gefesselt gefolgt ist, sich die Frage vorlegt, wie es möglich sei, daß das Material der Quellen eine so verschiedenartig gerichtete wissenschaftliche Forschertätigkeit in einer Sparte der Altertumswissenschaft zusammenfasse, so belehrt ihn gerade dieser enzyklopädische Band, daß vielmehr das Schicksal des Volkes und Landes Ägyptens in der hellenistischen und byzantinischen Zeit den eigentlichen Gegenstand der Papyrologie darstellt. Die Papyri sind nur das Medium für diese Forschertätigkeit.

[Jacob:] Festschrift Georg Jacob zum siebzigsten Geburtstag, 26. Mai 1932, gewidmet von Freunden und Schülern, hrsg. von Theodor Menzel. Mit dem Bildnis G. Jacobs und 10 Tafeln. Leipzig: Otto Harrassowitz 1932. (VIII, 381 S.) gr. 8°. RM 30 —. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Aus dem Alten Testament behandelt Caspari den Begriff *Jaqob* als synonym zu Efraim, dann, unter Verdrängung der Bezeichnung Haus 'Omri, zu Israel; doch mehr die Zugehörigkeit des einzelnen bezeichnend. Hess erklärt auf Grund der Bezeichnungen in anderen altsemitischen Sprachen und bei heutigen Arabern die *Sternbilder* in Hiob 9, und 28⁸¹⁻⁸² „ḥadrē tēmān“ als Häuser des Südens und „kīmā, k'sīl, 'ājiš ('āš) mit bānīm“ als die nördlichen Sternbilder von den Plejaden bis zur östlichen Hälfte der Jungfrau.

In der Islamkunde wurde eine wichtige Frage bisher nur gelegentlich gestreift: die Islamisierung der Muhammedaner; Stoff ist reichlich vorhanden: der Mitsieger von Qādisīja, 'Amr b. Ma'dī-Karib, kann sich nicht an das neue Heil-Euch! gewöhnen, sondern gebraucht ganz naiv sein Guten-Morgen! weiter; trinken will er zum Siegeschmaus nicht Milch, sondern „das, womit wir in der Ġāhiliya Gelage feier-

ten“; denn, obwohl er „das zwischen den beiden Buchdeckeln gelesen“ zu haben behauptet, weiß er nichts von einem Weinverbot (Aġānī XIV 30); der alte Muḥabbal zeigt keinerlei Begeisterung für die Eroberungskriege, sondern hat nur den Wunsch, seinen Sohn Šaibān wieder nach Hause zu bekommen (ebd. XII 40f.). Jetzt macht Hell einen vorzüglichen Anfang, die Lücke auszufüllen an Hand des *Huḏailiten-Diwan*: erst mit der zweiten Generation nach dem Propheten dringen islamische Anschauungen durch; aufhört aber sofort das Thema von Raub, Mord, Rache; das Liebesmotiv beschlagnahmt den entstandenen Leerraum. In der Omaiadenzeit ist allein der Christ *Aḫtal*, neben dem unbedeutenderen Qutamī, ein individueller, nicht traditionell schematischer Weinbarde; als solchem widmet ihm Kračkovskij eine auch für Lexikon und Stilistik förderliche kulturhistorische Monographie.

Für den persischen Bereich beschreibt das ähnliche Thema von Philipp sorgfältig die Speisen und Getränke bei *Sa'dī*. Ritters *Nachdichtungen* zu Rūmī und Hāfīz können, vom Philologischen ganz abgesehen, im Künstlerischen den Vergleich mit ähnlichen Versuchen etwa von Rückert oder Bodenstedt wohl bestehen. Trotz seines lyrischen Bekenntnisses zum „blutfarbenen Wein und Zoroasters Religion“ war *Daqīqī*, der Abū Maṣū'ir Muḥammad b. Aḫmad hieß, nach Schaefer nicht Anhänger der zoroasterischen Religion, von der er nur wenige Kenntnisse hatte, die er zudem meist islamisch mißverstand.

Der türkische Anteil ist am umfangreichsten: Hartmann findet im Eisernen Tor der turanischen Ballade *Ergenekon* das Thema Gog-Magog, aber von der anderen Seite her gesehen als im Alexandermýthus; möglicherweise sei die türkisch-mongolische Sage vom Durchbruch älter als die vom Dammbau gegen eben diesen Durchbruch. Wittek schreibt nach byzantinischen, arabischen, syrischen und türkischen Quellen die Geschichte von *Angora* seit der Eroberung durch Mu'tašim, 838, bis zur endgültigen zweiten osmanischen Besetzung, 1361, durch Murād I.; dankenswert ist das Eingehen auf die Paulikianerfrage und auf die trotz der Kürze kulturgeschichtlich wichtige Mongolen-Episode; die Vorstellung einer Achistadtrepublik zwischen der seldschukischen und der osmanischen Herrschaft wird abgelehnt; Moschee-Inschriften sind erst seit Mitte des 13. Jhdts. nachzuweisen. Wulzinger beurteilt das Konstantinopel-Panorama des *Melchior Lorich*, um 1570, als eine wohlüberlegte Zusammenschau der von verschiedenen Stellen aus aufgenommenen zuverlässigen Zeichnungen

mit Betonung des Wesentlichen. Urkunden zur türkischen Politik und Verwaltung: Tschudi bringt das Schreiben *Soliman's I.* vom April 1535 aus Bagdad an *Ferdinand I.*, betr. Ermordung des osmanischen Ungarn-Gouverneurs Gritti und der Stellung des osmanischen Vassallen Zapolya von Siebenbürgen, in Faksimile und Abdruck mit Übersetzung unter Eingliederung in den weiteren diplomatischen Briefwechsel. Rypka analysiert aus Feridūn's Korrespondenzsammlung jene der Pforte mit den *Krimchanen*, welche letztere als militärische und politische Faktoren von Persien bis Siebenbürgen erscheinen; mit wenigen Ausnahmen gelingt es seiner Kenntnis der Krimfrage, die jeweilige Situation trotz des auf die wortreiche Phrase eingestellten Stils zu bestimmen. In *Dubrovnik* liegen etwa 5000 türkische Urkunden, vielfach mit italienischer und serbischer Übersetzung; dazu macht Giese ein älteres italienisches Teilverzeichnis bekannt. Jensen ergänzt seine Übersetzungen aus der Sammlung *ungarischer Briefe*, hauptsächlich der türkischen Paschas von Ofen; mehrfacher Empfänger anlässlich von Grenzzwischenfällen ist Erzherzog Ernst, Bruder Rudolfs II.; bezeichnend ist das Angebot eines christlichen Kriegsgefangenen, dann türkischen Sekretärs, zum geheimen Nachrichtendienst an den Siebenbürger Hauptmann Pethö zu Komorn. Björkman schildert die *schwedisch-türkischen* Beziehungen von 1616–1800, wobei er erfreulicherweise die wissenschaftlichen Bemühungen des Gefolges von Karl XII. berücksichtigt. Auch drei Aufsätze mit religiösem Stoff gehören zum türkischen Bereich: Németh teilt nach Ibn Ḥaṭīb, um 1425, einen Fall von *tauba als förmlicher Absolution* mit. Gordlevsky besuchte das Heiligtum des *Choġa Ahmed Jasevī* in Stadt Turkestan, welches sich einer besonderen Verehrung durch Timur rühmt, und sammelte die noch lebenden Erinnerungen; er leitet den Kult aus altiranischer Winterfeier ab. Nach neuerer Literatur beschreibt Menzel das *Derwisch-tāġ* mit sehr sorgfältigem, z. Tl. altertümlichem Vokabular für diese Mütze selbst und alle ihre einzelnen Teile, die Anordnung, Farbe, Form, Verteilung auf die einzelnen Orden, die legendäre Herkunft, symbolische und mystische Bedeutung; beigegeben sind farbige Zeichnungen von Jahjā Agjāh, Stambul 1900.

Zur *Futuwwa* behandelt Kahle nach *Ibn al-'Ammār* über Thorning hinaus die Grade, Funktionen, Riten; die Frage des Austritts und des innerbündischen Übertritts. Taeschner liefert Text und Übersetzung eines mehr allgemeinethnischen persischen Mesnevi von *Hātifi*,

gest. 1521. Schacht bringt die Kritik von *Ibn Taimīja* als einer unnötigen Spielerei und von dessen Schüler *Ibn Biddīn* als sittlicher Gefährdung.

Aus der Volkskunde gibt Rescher arabische und türkische Beispiele von *Zeichensprache*, zumal bei Frauen. Kowalski sammelte *türkische Rätsel* aus Nordbulgarien mit dialektkundlichen Bemerkungen. Littmann übersetzt aus seinen *Modern Arabic Tales Schneewittchen in Jerusalem*, das einzelne gut orientalische Sonderzüge aufweist.

Samoilovic berichtet über die Bienenzucht in der Krim vom 14.—17. Jhd.

Ruska untersucht den Namen des *Alembroth-Salzes*.

Wie die Übersicht zeigt, bewegen sich die Aufsätze, wenn auch Handel und Schattenspiele fehlen, als wirkliche Festschrift in Richtung der Forschungen Jacobs, die Becker in einer feinsinnigen *literarischen Analyse* würdigte. Die sehr sorgfältige *Jacob-Bibliographie* von Menzel berücksichtigt auch die mancherlei, inzwischen vermehrten Maschinenschriftaufsätze mit Nachträgen und Bemerkungen.

Ägyptologie.

Sandford, K. S.: *Paleolithic Man and the Nile Valley in Upper and Middle Egypt. A Study of the Region during Pliocene and Pleistocene Times.* Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1934]. (XXI, 131 S., 39 Taf., 1 Kte, 25 Textabb.) 4° = The Univ. of Chicago. Oriental Inst. Publications, Vol. XVIII. = Prehistoric Survey of Egypt and Western Asia, Vol. III. \$ 7.—. Bespr. von Johannes Walther, Halle a. S.

In Fortsetzung früherer Studien, die in Vol. XVII derselben Schriftenreihe veröffentlicht und auch hier besprochen wurden, hat der Verfasser das Ufergelände des Nil von Luxor bis Hilwan weiter untersucht und bietet uns in dem vorliegenden Bande eine in gewissem Sinn abschließende Darstellung des für den Prähistoriker wie den Historiker so wichtigen Gebietes.

Gibt es doch auf der ganzen Erde keine, alle Breitenzonen so geradlinig durchschneidende, 2000 km lange Strecke, auf der man die Folge der Änderung des prähistorischen Klimas ebenso wie das Auftreten bodenständiger Kulturen chronologisch verfolgen und vergleichen kann.

Von der historischen Gegenwart aus ist hier die Ägyptologie durch lange Jahrtausende bis zu den ältesten Zeiten der Sothisperioden hinabgedrungen, und durch die Jahrmillionen der geologischen Urgeschichte leiten uns versteinungsreiche Schichten bis an die Zeiten, wo sich die ältesten Menschenrassen über den Erd-

ball verbreiteten und auch das fruchtbare Niltal besiedelten. Hier berühren sich beide Kausalreihen und befruchten sich gegenseitig zu fesselnden Grenzproblemen.

Die Untersuchungen Sandford's gehen von den Ablagerungen dieser Zwischenzeit aus, als das heutige Flußtal noch eine breite schlammige Ebene war, die vom Mittelmeer weit nach Süden vordrang und bald von salzigem, bald von süßem Wasser bedeckt wurde.

Beim Einsenken des erythräischen Grabens und dem damit in Zusammenhang stehenden Herausheben der östlichen Gebirgsketten strömten vielfach wasserreiche Abflüsse nach der Senke, vereinigten sich hier zu einem immer größer werdenden Fluß, der, etwa 100 m über dem heutigen Flußspiegel beginnend, sich langsam einschnitt und zunächst auf einer Höhe von 60 m, dann von 45 m verweilte.

Aus dieser langen Zeit fehlt jede Spur menschlicher Artefakte, und wir dürfen annehmen, daß das Niltal damals noch nicht von wandernden Urmenschen erreicht wurde.

In der etwa 30 m über dem heutigen Wasserpiegel liegenden Terrasse treten an zahlreichen Fundorten, und zwar von Wadi Halfa bis nach Kairo, die merkwürdigen Faustkeile auf, die de Mortillet im Jahre 1883 in der Nähe von Paris bei dem Orte Chelles entdeckte und als die Werkzeuge der ältesten Bewohner Europas erkannte. Durch die ober- und unterägyptischen Funde können wir jetzt diese primitive „Faustkeilkultur“ vom Sudan durch ganz Nordafrika, Spanien und Frankreich bis zur Rhein- grenze verfolgen.

Es entspricht dieser riesige Lebensraum ungefähr dem Flächengebiet, das die nach Australien eindringenden schwarzen Menschensippen bis nach Tasmanien durchzogen und besiedelten. Auch sie benutzen noch heute den eigenartigen Faustkeil, um ihre Nahrung aus dem Boden zu graben, und jagen, genau wie die alten Ägypter, die Tiere des Busches mit dem gebogenen Wurfholz des Bumerang. Viele Jahrtausende schalten sich zwischen diese beiden Kulturen ein, die durch ähnliche Werkzeuge so nahe verwandt zu sein scheinen.

Als sich der Nil weiter bis zur 18 m-Terrasse eingeschnitten hatte, war, wahrscheinlich in Anpassung an eine andere Art der Nahrungsgewinnung, die Kultur des Acheul-Typus entwickelt worden, und wiederum sind diese schneidig geformten Steinbeile von Ägypten bis nach Frankreich verbreitet. Wir müssen wieder an allgemeine Ursachen veränderter Lebensgewohnheiten und weite Wanderungen uralten Brauchtums denken.